

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 74 (1994)
Heft: 2

Rubrik: Dossier : Dörfer unter Druck

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HANS BIERI,
geboren 1945, studierte
an der Architektur-
abteilung der ETH Zürich
mit Vertiefungsrichtung
Raumplanung. Schüler
von Prof. W. Custer,
Lehrstuhl für Orts-,
Regional- und Landes-
planung, und von
W. J. Reith, nachm.
Professor an der Univer-
sität für Bodenkultur
in Wien. 1974 Eintritt
in die Schweizerische
Vereinigung Industrie
und Landwirtschaft
(SVIL); langjährige
Tätigkeit im Bereich
Landwirtschaft und
Raumplanung.
Seit 1989 Geschäfts-
führer der SVIL.

Die Beiträge von
Hans Bieri und
Alexander Schlatter
sind schriftliche
Fassungen der Referate,
die am 27. August 1993
an einer Tagung des
Stapferhauses Lenzburg
zum Thema «Dörfer
unter Druck – Wohnland
Schweiz» gehalten
worden sind.

DÖRFER UNTER DRUCK

Der Weg zum Wohnland Schweiz

Agglomerationsentwicklung und Mobilitäten setzen sowohl die Dörfer als auch die Städte unter Druck. Das Ziel der Rekultivierung des Lebensraums kann nur erreicht werden, wenn Bürger und Bauern, Stadt- und Dorfbewohner die Schweiz gemeinsam als Wohnland gestalten.

Die Agglomeration steht in einem Spannungsverhältnis zu den herkömmlichen Stadt- und Dorfstrukturen. Deutlichstes Merkmal und wichtigster Einflussfaktor der Agglomeration ist die Mobilität. Beiträge zur Senkung der Mobilitätsbedürfnisse stehen deshalb im Vordergrund, wenn die Agglomeration wieder wohnlicher werden soll. Die Mobilität besteht in einer sehr hohen Beschleunigung des Warenumsatzes, des Personenverkehrs und Ressourcenverbrauches seit Ende des 19. Jahrhunderts bis heute. Kredit und Kraftstoff verändern Boden und Heimat. Durch den Kredit wird es möglich, in jedem Augenblick eine neue Produktionslinie in Gang zu setzen, lange bevor eine Investition sich durch den Warenumsatz realisiert hat. Der Kredit macht zeitlich eine Anleihe in der Zukunft und bringt das Zustande, was man in der europäischen Philosophie des 20. Jahrhunderts den «Einbruch der Zeit» nennt. Der Produktionsprozess weitet sich aus. Das Wirtschaftsleben wird immer hektischer.

Die fossilen Brennstoffe mit ihrer enormen Energiedichte und guten Transportfähigkeit ermöglichen eine bisher nie gekannte Ausweitung und Beschleunigung des Verkehrs. Zeit ist von nun an Geld. Aufgrund des Zeitproblems muss jeder seinen Bedarf schnell decken – ohne Rücksicht auf das Ganze. Investitionsentscheide müssen sofort in die Tat umgesetzt wer-

den. Man hat keine Zeit, qualitative Lösungen im Sinne der ganzheitlichen Bedürfnisse der Gesellschaft abzuwarten, denn dazu braucht es Kontakte und Kommunikation.

Im nationalen oder kontinentalen Massstab betrachtet, führt der Agglomerationssprozess nicht nur zur Verdichtung, sondern auch zur Entleerung an der Peripherie. Es entstehen Siedlungsgrossräume, und im Gegenzug zerfallen die Dörfer der europäischen Landschaft.

Die Ordnung der dezentralen und dispersen europäischen Dorf- und Stadtstruktur als flächendeckendes System gerät räumlich durcheinander. Dabei spielt das Erdöl bzw. die zunehmende Verwendung fossiler Energie in der Nahrungsmittelproduktion die entscheidende Rolle. Hier wird nun ein deutlicher Bezug zur Landwirtschaft sichtbar, welche fester Bestandteil auch der Agglomeration bleiben muss und einen entscheidenden Beitrag zur Stabilisierung der aus der Kontrolle gleitenden Agglomerationsentwicklung leisten soll. Aus diesem Grund muss auch der Agglomerationssraum als Ganzheit von Siedlungs- und Landwirtschaftsflächen erkannt werden.

Siedlungsentwicklung und Energiehaushalt

Mit der neolithischen Revolution wurden die Jäger und Sammler sesshaft und began-

nen, Ackerbau zu betreiben. Die Dörfer entstanden auf den ursprünglichen Rodungsfächen, die zu Landwirtschaftsland verbessert wurden. Die Bevölkerungs- und Dorfentwicklung hing weitgehend vom umliegenden Agrarland und den darauf produzierten Nahrungsmitteln ab. Das Agrarland funktionierte als Solarsystem. Die Sonnenenergie kann nur durch die am Boden ausgespannte landwirtschaftliche Fläche eingefangen werden. Mit deren Hilfe wird durch die Photosynthese hochwertiges Eiweiß produziert. Diese Ackerfrüchte stellen im wesentlichen jene Energie dar, welche für die menschliche Ernährung und die Aufzucht von Tieren jährlich immer wieder neu zur Verfügung steht. Unsere Lebensgrundlage hängt also davon ab, wieviel Energie die Sonne jährlich abgibt bzw. auf die bereiteten Felder einstrahlt und durch die Landwirtschaft in pflanzliche Produkte umgewandelt wird. Die Sonnenenergie selbst ist als erneuerbare Energie zu betrachten. Genügte damals die gerodete Fläche nicht, die Menschen des Dorfes zu ernähren, mussten neue Rodungen vorgenommen werden.

Die Knappheit bei diesem Solarsystem zeigt sich sofort bei der Grösse der Bodenflächen, welche die Sonneneinstrahlung auffangen können. Das Landwirtschaftsland, das immer knapp ist, wirkt deshalb als Distanzhalter zwischen den Dörfern und Städten und bewirkt die bekannte traditionelle disperse Dorf- und Städtestruktur.

Erst der in neuerer Zeit zunehmende Eintrag fossiler Energie in die landwirtschaftliche Produktion bringt diese auf erneuerbare Energie ausgerichteten bisherigen Raumverhältnisse durcheinander. Die fossile Energie hebt die Knappheit des Bodens auf, da der Boden als Solarsystem durch den Eintrag von Energie aus dem Erdinneren immer stärker ausser Kraft gesetzt wird. Dieser Fremdenergieeintrag erfolgt in erster Linie in Form von erhöhter Mechanisierung, weiter steigender Maschinen- und Ausrüstungstechnologie, Kunstdünger und Pflanzenschutz sowie neuer Lager- und Verarbeitungstechnologien. Das traditionelle, auf erneuerbarer Energie beruhende Landwirtschaftssystem wird so allmählich deformiert. Die Überproduktion bringt nichts anderes als den

*Das traditionelle,
auf erneuerbarer
Energie
beruhende
Landwirtschafts-
system wird
so allmählich
deformiert.*

Eintrag von fossiler Energie in der Landwirtschaft an den Tag. Damit wird eine räumliche Struktur der flächendeckenden bäuerlichen Landwirtschaft zerstört, welche bisher die Sonnenenergie optimal genutzt hat. Wenn jedoch die nichterneuerbare Energie einmal erschöpft sein wird, dann wirkt sich die heute kurzfristig risikierte Preisgabe der flächendeckenden bäuerlichen Landwirtschaft als bisher optimales agrarisches Solarsystem dramatisch aus. Wir müssen deshalb sorgfältig prüfen, ob die Agglomerationsentwicklung nicht auch eine solche Entwicklungsfalle darstellt.

Die räumliche Organisation und Struktur der traditionellen Landwirtschaft mit ihren Produktionsfaktoren ist wesensmäßig auf die erneuerbare Solarenergie ausgerichtet. Die bäuerliche Landwirtschaft ist deshalb notwendigerweise flächendeckend. Auf einer höheren Ordnungsebene sind nun Dörfer und Städte ebenfalls flächenbezogen, da sie von ihrem agrarischen Um- oder Hinterland abhängig sind. Jedes Dorf braucht seine Fläche für die Ernährung. Die Knappheitssituation für erneuerbare Energie wirkt wie ein Attraktor auf die Siedlungsordnung und führt zu der bekannten bisherigen Raumordnung der typischen dezentralen Dorf- und Städtestrukturen Europas.

Die Siedlungsordnung ist somit nicht das Ergebnis obrigkeitlicher Anordnung des Landesfürsten, sondern sie ergibt sich während Jahrhunderten entlang von Knappheitsbedingungen. Die Knappheitsbedingungen führen auch dazu, dass der innere Markt sich nicht beliebig auf alle Lebensbereiche ausdehnen lässt. Die tatsächlich ausserhalb der Ökonomie noch lebbare und kulturbildende Zeit ist die andere grosse erneuerbare Ressource unserer gewachsenen Stadt- und Dorfstrukturen.

Vor allem in unserem Jahrhundert ist die Verwendung von fossiler Energie im Vergleich zur erneuerbaren Energie sehr stark angestiegen. Durch die Energiedichte und die gute Transportierbarkeit ist das Erdöl die Grundlage unseres heutigen Personen- und Warenverkehrs. Der laufend steigende Energieverbrauch im Ernährungsbereich führt nicht nur zu den erwähnten Verzerrungen innerhalb der Landwirtschaft, sondern auch zwischen bäuerlicher Landwirtschaft, Agrobusiness und Welt-

agrarhandel, dessen Stellung durch die Gatt-Beschlüsse vom Dezember 1993 nochmals zu Lasten der bäuerlichen Landwirtschaft gestärkt wird.

Die Agrarreform der EU möchte diesen Prozess in den geeigneten Agrargebieten, die zu Weltmarktbedingungen produzieren können, weiterlaufen lassen. Dies kann natürlich nur zu Lasten der bäuerlichen Produktion in den Gebieten mit benachteiligten Produktionsverhältnissen erfolgen.

Mit Hilfe des Erdöls wird die landwirtschaftliche Produktion im Dreieck Südenland – Seine-Becken – Dänemark weiter intensiviert und preislich an das Weltmarktniveau angepasst. Dadurch wird in erster Linie das Netz der flächendeckenden europäischen bäuerlichen Landwirtschaft von der Peripherie her aufgelöst. Mit Direktzahlungen soll der Übergang zur Stilllegung der einzelnen bäuerlichen Betriebe sozial abgedeckt werden.

Damit wird die flächendeckende europäische Landwirtschaft, die ein ausgedehntes Solarsystem darstellt, grundlegend geschwächt. Eine vom Agrobusiness aufgebaute Intensivlandwirtschaft wird sich dann um so ungehinderter im Nahbereich der europäischen Grossagglomeration entwickeln. Von da zur rein industriell hergestellten Nahrungsmittelproduktion mit allen zur Verfügung stehenden Technologien ist es nur noch ein kleiner Schritt.

Wichtig scheint uns zu sehen, dass Gemeinsamkeiten zwischen dem grossen Ressourcenverschleiss im Rahmen des fortschreitenden Agglomerationsprozesses und der Intensivlandwirtschaft in den bevorzugten Anbaugebieten im Nahbereich der Agglomerationen bestehen. Die *Hors-sol*-Produktion, die nur noch auf Erdölbasis beruht, ist logischer Endpunkt in diesem Strukturwandel. Man kann diese Entwicklung als Vampirismus bezeichnen: Die Agglomeration als Siedlungsform und die industrielle Intensivlandwirtschaft können nur durch den Verzehr nicht erneuerbarer Ressourcen aufrechterhalten werden.

Es mag erstaunen, dass diesem Konzept innereuropäisch – ausser bei den bäuerlichen Basisorganisationen – keine nennenswerte Opposition erwächst. Dies mag da-

mit zusammenhängen, dass erhebliche Hoffnungen geweckt wurden, die Intensivierung der Landwirtschaft gestatte es, auf den so aus der Nahrungsmittelproduktion fallenden Flächen Energierohstoffe produzieren zu können. Dies ist zwar durchaus möglich. Der dadurch gewonnene Beitrag an die Energieproblematik ist jedoch völlig vernachlässigbar gegenüber dem realen Sparpotential, das in der bäuerlichen Landwirtschaft und in der Waldnutzung, im verzögerten Wachstum bzw. Wachstumstillstand der Agglomerationen und in der Rekultivierung des Lebensraumes der Verdichtungsgebiete steckt. Statt dessen wird die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf gelenkt, mit aus der Nahrungsmittelproduktion fallenden Agrarflächen nachwachsende Energierohstoffe zu produzieren. Auch Ökoflächen werden propagiert, die jedoch um den Preis weiterer Intensivierung in den besten Anbaugebieten zu teuer erkauf werden. Solche Überlegungen machen eindeutige Anleihen beim *perpetuum mobile*, wobei auch hier die Publizität, wie seinerzeit an den absolutistischen Höfen, wichtiger ist als die trockenen naturwissenschaftlichen Lehrsätze der Thermodynamik.

Die tatsächlich ausserhalb der Ökonomie noch lebbare und kulturbildende Zeit ist die andere grosse erneuerbare Ressource unserer gewachsenen Stadt- und Dorfstrukturen.

Grenzen der Agglomerationsentwicklung

Es zeichnet sich heute bereits ab, dass der Ressourcenverbrauch an Grenzen stösst. Wir erfahren dies einerseits bei der Umwelt. Die Biosphäre verändert sich. Die fossile Energie selbst wird knapper. Auch stehen die Umweltkosten der Agglomerationsentwicklung generell zur Diskussion.

Der Mensch kann sich in der Agglomeration kulturell nicht mehr erneuern. Ethische Werte werden immer nur verbraucht – und nicht neu gebildet. Die Welt wird immer hässlicher.

Neben der Zerstörung erhaltenwerter räumlicher Strukturen erfolgt auch eine Trivialisierung des Menschenbildes auf der Suche nach rasch wechselnden, vom Marketing vorgegebenen Lebensfreuden des typenorientierten Marketings¹.

Man kann den Agglomerationsprozess auch als Entropiezunahme verstehen, als irreversiblen Verbrauch stabiler Ordnungssysteme durch Konsum und Mobilität. Als Indiz kann gelten, dass der

¹ Vgl. die 16 EURO-
STYLES aus A. Seiler,
Marketing, 1992,
Zürich, S. 472, Abb. 3.

gleichwertige Ersatz älterer Bausubstanz aufgrund der heutigen Kostensituation kaum mehr möglich ist. Wenn unsere Wirtschaft nicht mindestens soviel akkumulieren kann, um die aufgrund des Strukturwandels verlorengegangene Substanz zu ersetzen, dann besteht der sogenannte Fortschritt grösstenteils lediglich in der Umverteilung und im Verbrauch bereits bestehender Werte.

Agglomeration als Feld einer Rekultivierung und Erneuerung

Was machen wir heute, wenn die Ressourcen immer knapper werden? Wenn die Arbeitslosenzahl in Europa mit und ohne Integration weiter zunimmt? Wenn die Lebensverhältnisse, d.h. der Konsum und die auf den Konsum ausgerichteten Lebensverhältnisse, zu teuer werden?

Heute stehen die Vorschläge der Internalisierung der sogenannten externen Kosten zur Diskussion. Doch aus Schwäche wird die Flucht in die Verschuldung angetreten. Die Staaten sind immer weniger fähig, innere Reformen zu betreiben, ein Minimum an sozialer Integration zu wahren und gleichzeitig auch noch im Wettbewerb auf dem Weltmarkt zu bestehen. Dass die Staaten schwach sind und zusehends schwächer werden, wissen alle voneinander. Gelöbnisse zu mehr Staatsdisziplin werden permanent unterlaufen. Wie die neue Weltordnung in Wahrheit aussieht, hat letztes Jahr der Chef der Pariser Rothschildbank, *Bertrand Esambert*, wie folgt umschrieben: «...die Eroberung der Märkte und Technologien ist an die Stelle der einstigen Territorial- und Kolonialeroberungen getreten. Wir leben künftig in einem Zustand des weltweiten Wirtschaftskrieges, und das ist nicht nur aus der Militärsprache übernommen. Dieser Konflikt ist real, und an seinen Frontverläufen orientiert sich das Handeln der Nationen und das Leben der Individuen. Ziel dieses Krieges ist es für jedes Land, auf Kosten seiner Nachbarn bei sich Arbeitsplätze und wachsende Einkommen zu schaffen.»

Unser Ansatz geht dahin, die Probleme und Konflikte durch Innenkolonisation als Lebensraumgestaltung mit dem Ziel einer Senkung der Produktions-, Lebens- und Umweltkosten zu lösen. Wir müssen den Agglomerationsraum rekultivieren

und als Ganzes sehen, bestehend aus Siedlungsgebiet und Freiflächen.

Bürger und Bauern als Partner

Die Mobilität der Agglomeration, die spezialisierte, vereinzelte Lebensweise, die Zerschneidung angestammter Strukturen erhöhen auch in der Landwirtschaft die Tendenz, die Fruchtfolge in den Agglomerationsräumen weniger zu beachten und aufgrund der strukturellen Gegebenheiten, allein die arbeitswirtschaftliche Seite zu maximieren.

Das Resultat ist eine ausgeräumte Landschaft mit monotonen Maisfeldern neben Wohngebieten und einem geringen Erholungswert der noch verbliebenen nicht überbauten Flächen. Auch hier geht die Intensivierung durch den sogenannten wissenschaftlich-technischen Fortschritt voran, so dass vorgesehen ist, namhafte landwirtschaftliche Flächen für die Energie- bzw. Industrierohstoffproduktion oder sogar als Flächen für eine spezialisierte Freizeit zu nutzen. Unter dem Stichwort Lebensraumgestaltung müssen Bauern und Bewohner der Agglomerationsgebiete zeigen, dass hier eine gemeinsame Gestaltungsaufgabe für einen ganzheitlichen Lebensraum vorliegt.

Ist nicht der Konsument, der die Landwirtschaft unter Kostendruck setzt, selbst schuld, wenn er dadurch die bäuerlichen Arbeitskräfte reduziert, die zur Pflege einer reichhaltigen, differenzierten Kulturlandschaft notwendig sind?

Die Agglomeration als Siedlungsform und die industrielle Intensiv-landwirtschaft können nur durch den Verzehr nicht erneuerbarer Ressourcen aufrechterhalten werden.

Das Ganze ist eine Kostenfrage – und hängt an der These: Erhaltung der Landwirtschaft nur bei gutgehender Wirtschaft; Kultur nur, wenn die Wirtschaft floriert. Unsere Idee jedoch ist die, die nutzlosen Betriebs- und Konsumkosten, die durch eine unwirtliche Agglomeration verursacht werden, einzusparen und für eine Rekultivierung der Wohnumwelt und des Lebensraumes in der Agglomeration einzusetzen. Zwischen Bewohnern, Konsumenten und Bauern soll eine direkte gegenseitige Beziehung durch die Lieferung von Produkten oder Dienstleistungen organisiert werden. Dann könnten wir die staatlich bezahlten Berater und Kontrolleure, die es für die Handhabung der Direktzahlungen brauchen würde, auch noch einsparen bzw. diese finanziellen Mittel hier

im Rahmen ganzheitlicher bürgernaher Projekte verwenden. Wir müssen auch Möglichkeiten schaffen, wie sich die Bewohner auch finanziell an «ihrer» Landwirtschaft beteiligen können.

Gesamtkultivierung oder Nischentheorie

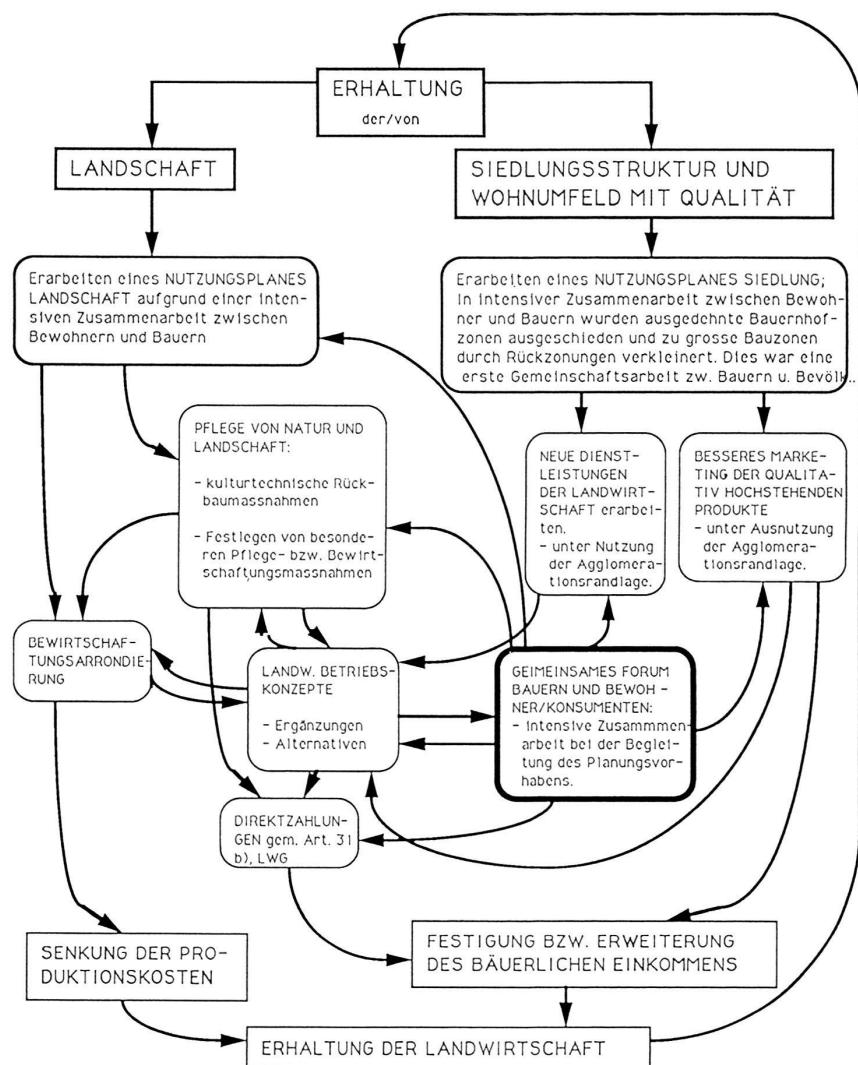
Die Entstehung der Dörfer und Städte kann nur aus dem Gesamtraum heraus begriffen werden. Auch die Analyse der Gebrüchen der Agglomeration und die Vor-

schläge zu ihrer Verbesserung verlangen eine ganzheitliche Betrachtungsweise. So ist auch die Landwirtschaft unverzichtbarer Teil des Gesamtraumes. Innerhalb der Agglomeration hat sie einen besonderen Stellenwert:

– Dörfer sind in ihrer Entstehung durch ihre Flur, Städte durch ihr Umland oder Hinterland von der Landwirtschaft geprägt und bestimmt.

Heute reden wir weiterhin von «Bauerndörfern», obwohl seit den sechziger Jahren die landwirtschaftliche Bevölkerung auch

WIRKUNGSZUSAMMENHÄNGE



in den Dörfern eine klare Minderheit darstellt. Unter Bauerndorf meinen wir heute nach wie vor etwas Traditionelles.

– Die Frage, ob die Landwirtschaft nun sich zu einem industriellen Produktionszweig gewandelt hat und ob dabei durch die Preisgabe der flächendeckenden Produktion ein gültiger Fortschritt erzielt ist, fällt letztlich auch mit der Frage zusammen, ob die Agglomerationsbildung eine stabile gültige Form finden kann!

Kultivierung – landwirtschaftlich oder gesamtwirtschaftlich – heisst, aus einer Welt mit sehr unterschiedlicher Standortgunst eine überall gültige, lebenswerte Welt zu bauen – also die Unterschiede der Standortgunst sollen durch kulturbildende Tätigkeiten ausgeglichen werden.

Die Ökonomie – und besonders die freihändlerisch orientierte – möchte gerade umgekehrt die menschliche Wirtschaftstätigkeit nach der vorhandenen, natürlichen Eignung oder unterschiedlichen strukturellen oder kulturellen Standortgunst ausrichten und umgestalten, d.h. die Produktion dorthin verschieben, wo sie zurzeit am billigsten ist, oder die Produktion dort fortsetzen, wo die Gegebenheiten so sind, dass ein Maximum an Produktions- und Reproduktionskosten externalisiert werden kann. Dieser Prozess erscheint so lange als sinnvoll und machbar, als die umfassenden Konsequenzen dieses Konzeptes noch nicht voll erkennbar und spürbar sind.

In dieser Aufbruchstimmung zu mehr Freihandel hat die «Nischentheorie» oder die Hoffnung auf «alternative Lebensformen» einen besonderen Stellenwert. Die Marketingspezialisten empfehlen der bäuerlichen Landwirtschaft, mittels Nischenstrategien zu überleben.

Doch Nischen sind Relikte der «alten Ordnung», die dem Strukturwandel lediglich mit zeitlicher Verzögerung zum Opfer fallen.

Deutlich wird dies bereits beim landwirtschaftlichen Spezialitätenmarkt, wo beispielsweise die französische Landwirtschaft mit ihren Spezialitäten eine gewisse Stellung in der EU neben der Nahrungsmittelindustrie bisher halten konnte. Aber auch hier untergraben die steigenden Kosten der handwerklich-bäuerlichen Produktion die eigene Konkurrenzfähigkeit gegenüber der industriellen Produktion.

Die alleinige passive Hoffnung auf die handwerkliche Produktion in den traditionellen Strukturen von Stadt und Dorf ist deshalb trügerisch.

Wir meinen, es darf nicht einfach beim oberflächlichen Postulat bleiben, in die traditionellen Siedlungsstrukturen aus Nostalgie ein bisschen Handwerk einzustreuen und darauf zu hoffen, der Markt werde es schon richten. Der Prozess des Strukturwandels aufgrund der laufenden Standortveränderungen («Fliessstandort») nach den Bedürfnissen des komparativen Kostenvorteiles ist nachweisbar im Gange. Ein Ende dieses Prozesses, wenn er sich selbst weiter überlassen bleibt, ist nicht absehbar.

Die Nischen, die es zwar gibt, fallen diesem Prozess lediglich mit zeitlicher Verzögerung zum Opfer, weshalb wir uns immer wieder falsche Hoffnungen machen, die Nischenproduktion bzw. bäuerlich-handwerkliche Strukturen könnten sich «am Markt» behaupten. Die sogenannte Individualisierung des Massenkonsums, welche das *New Marketing* anstrebt, ist alles andere als eine Nischenproduktion. Wenn wir also eine Ökonomie wollen, die uns in Gestalt der Nischenproduktion durch ihr menschliches Mass besticht, dann müssen wir dies als eine mögliche Wirtschaftsform konkret organisieren. Dabei eignet sich die Landwirtschaft ganz besonders, weil sie Nahrungsmittel liefert und den grössten Flächenanteil *auch* der Agglomerationen als Lebensraum prägt. Die bäuerliche Landwirtschaft zwingt uns, in einem grösseren Umfeld zu denken. Die Erhaltung der bäuerlichen Landwirtschaft schliesst deshalb notwendig die Rekultivierung auch des Wohnumfeldes und weiterer Bereiche unserer siedlungsnahen Landwirtschaft mit ein.

Zusammen mit der Landwirtschaft im Agglomerationsraum besteht die Chance zu zeigen, dass eine dauerhafte Rekultivierung und somit eine Umkehr des Verlustes an Lebensqualität sowie Wege aus der «Entmaterialisierung» der Produktion in den Agglomerationen möglich und machbar sind.

Die Landwirtschaft steht zwischen Natur und Markt. Ausser der Verarbeitung der Lebensmittel sind der Produktempfalt natürliche Grenzen gesetzt. Ganz im Gegensatz zur Theorie des Marketings liegen

Im Sinne eines besseren Marketings auch der gemeinnützigen Leistungen der Landwirtschaft ist eine intensive Zusammenarbeit zwischen Bevölkerung und Bauern notwendig. Diese Zusammenarbeit ist im Agglomerationsraum vordringlich.

die Befriedigung von sogenannt «primären» Lebensbedürfnissen und der Genuss sehr nahe beieinander. Qualitativ hochstehend ist gleichzeitig naturnah, frisch, gesund. Hier liegt eine Chance für die bäuerliche Landwirtschaft. Das intensiv verarbeitete und denaturierte Produkt mit dem dazugehörigen Werbeversprechen ist dagegen naturfern.

Auch das Marketing, das als Hauptauftrag die Absatzsteigerung fördern muss, kann dies langfristig nur auf Kosten der Kultur und der Qualität des Produktes. Dabei verliert der Konsument die Qualität und der bäuerliche Produzent laufend an Einkommen. Somit bestehen gute Chancen, die Vertreter der bäuerlichen Strukturen und die Konsumenten in der Agglomeration zu einer gemeinsamen Initiative, ihre Probleme zu lösen, zusammenzuführen.

Rekultivierung als neuer Lösungsansatz

Die beiden gestellten Hauptaufgaben, zugleich die Landwirtschaft und ihre natürliche Umwelt zu erhalten, sind durch getrennte Rechtsbereiche und Gesetze über die Raumplanung, den Umweltschutz, den Natur- und Heimatschutz, sowie das Landwirtschafts- und Meliorationsrecht geregelt. Unser Ansatz geht nun dahin, dass eine Koordination dieser Rechtsbereiche allein – wir denken etwa an mit Biotopen durchsetzte Meliorationsgebiete – nicht zum gewünschten Ziel führt, «das soziale, wirtschaftliche und kulturelle Leben zu fördern» (RPG, Artikel 1).

Aufgrund der veränderten wirtschaftlichen Randbedingungen muss die Landwirtschaft weiter rationalisieren, und andererseits muss ein sinnvoller Weg gefunden werden, wie ökologische Leistungen gefördert, anerkannt und entschädigt werden können. Gerade dieses schwierige Vorhaben, wobei offensichtliche Gegensätze vereinigt werden müssen, soll durch ein öffentliches Forum in den Gemeinden, welches die Bevölkerung einbezieht, erarbeitet werden. Durch eine konsumentennahe Stellung der Landwirtschaft soll sinkenden Produzentenpreisen für Nahrungsmittel entgegengewirkt werden. Die Entschädigung ökologischer Leistungen muss mit einer bevölkerungs- und

konsumentennahen Stellung der Bauern verknüpft werden. Im Sinne eines besseren Marketings auch der gemeinnützigen Leistungen der Landwirtschaft ist eine intensive Zusammenarbeit zwischen Bevölkerung und Bauern notwendig. Diese Zusammenarbeit ist im Agglomerationsraum vordringlich.

In bezug auf die Anwendung und den Vollzug von Artikel 31b des Landwirtschaftsgesetzes sind heute noch viele Fragen offen. Schwierigkeiten bereitet offensichtlich der drohende administrative Aufwand. Es ergibt sich daraus die paradoxe Situation, dass ein marktwirtschaftliches System einer bisher über den Preis regulierten Landwirtschaft durch ein planwirtschaftliches System (administrierte Direktzahlungen) gerade in dem Moment ersetzt wird, wo Schwächen bürokratielastiger Ordnungsversuche immer deutlicher werden. So soll die Abgeltung der Landwirtschaft über den Preis in der neuen Agrarpolitik nun zu grösseren Teilen durch produktionsunabhängige Zahlungen ersetzt werden.

Ohne die Beteiligten selbst, die Bauern und die Bewohner, kann jedoch nicht ein neues Ganzes geformt werden. Wie soll eine Landwirtschaft, die noch mehr unter wirtschaftlichen Druck gerät, die Reserven für einen schonenderen Umgang mit der Natur erwirtschaften? Wie soll der Steuerzahler bereit sein, laufend steigende Direktzahlungen zu tragen, wenn die Wirkungen einer nachhaltigen Landwirtschaft, verbunden mit einem expertenlastigen Direktzahlungskonzept, ihm genauso fremd bleiben wie die bisherige über die Preisstützung betriebene «komplizierte» Agrarpolitik?

Wichtigste Mitspieler und Gestaltungskräfte im Marketingumfeld



Die ökologischen Leistungen der Landwirtschaft dürfen nicht in den Elfenbeinturm der Fachleute, der Beamten, der Berater und Kontrolleure eingeschlossen werden. Die daraus entstehenden jährlich anfallenden Administrativkosten stünden in keinem Verhältnis zu den finanziellen, einkommenswirksamen Beiträgen (Direktzahlungen) an die Landwirtschaft. Wird der Vollzug von Artikel 31b des Landwirtschaftsgesetzes nicht unter bewusster breiter Beteiligung der Öffentlichkeit ausgestaltet, so wird langfristig der öffentliche Konsens für die Direktzahlungen mangels Kenntnis der Zusammenhänge gefährdet. Direktzahlungen wären dann lediglich die Kehrseite der Medaille einer in bevorzugten Lagen fortschreitenden Intensivlandwirtschaft.

Fazit

Wir müssen den Agglomerationsraum gestalten und diesem Raum einen Sinn geben. Wir müssen an den traditionellen Siedlungsstrukturen anknüpfen, ihre Bedeutung wieder freilegen und sie als lebenswichtigen Baustein des Gesamtraumes «Agglomeration» wieder traditionsge- recht verstehen und bewahren lernen. Zusammen mit der Landwirtschaft muss die konkrete, physische Lebensumwelt rekultiviert werden, und als Konsumenten müssen wir zusammen mit den Bauern die Bedingungen der Produktion wieder kenn- lernen und neu gestalten.

Der Sinnverlust einer nicht an den Bedürfnissen, sondern am Kapitalwachstum orientierten Produktion löst die Bindung an die kulturelle Tradition, durch die sich eine Gemeinschaft zu sich selbst in Beziehung setzt. Wir nennen diesen Vorgang Strukturwandel. Sitte, Lebensstil, Geschichtsbewusstsein, Bildungsinhalte ver- blassen und werden durch schnell wach- sende Moden ersetzt, die dem Menschen keinen inneren Halt und keine Dauer der Lebenssicht mehr geben.

Die Marktforschung umschreibt diesen Prozess auf ihre Weise: Das Wachstum der städtischen Agglomerationen ist insofern interessant, als hier die neuen Ideen zuerst Fuss fassen. Die Ursachen dafür liegen in der Entwurzelung, die der Auszug aus der ländlichen Gemeinschaft mit sich bringt, und in der intensiveren zwischen-

menschlichen Kommunikation in den Städten. Im Zusammenhang mit der sozialpsychologischen Entwicklung ist auch die Zunahme der Ein- und Zwei-Personen-Haushalte von Interesse. Sie ist eine Folge des Trends zum Individualismus (...) und fördert diesen Trend ihrerseits wieder. Sie begünstigt die Entstehung neuer Kommunikationsmuster, unter anderem durch den im Vergleich zu früher viel häufigeren Austausch von Lebens- und Wohnpartnern.

Von den soziografischen und wirtschaftlichen Variablen verdient die rasch wachsende Kaufkraft Beachtung. Dank ihr ist die Befriedigung des Basisbedarfs bis zur Sättigungsgrenze vorgestossen. Damit ist die Voraussetzung für den später zu diskutierenden, selektiven, auf Selbstverwirklichung ausgerichteten Konsum gegeben².

Doch dieser Konsum bzw. die einseitige Konzentration des Menschen auf das Haben basiert auf einem Verschleiss von nicht erneuerbaren Energie- und Vermögenswerten unseres Lebensraumes, der nicht mehr durchzuhalten ist.

Genau aus dieser von den «Marktern» als «Individualisierung» umbenannten Vermassung bzw. Agglomerationsbildung müssen wir herauskommen, und als Bauern und Bürger müssen wir die Sinngebung der Agglomeration in die Hand nehmen. Wir müssen aus dem Agglomerationsraum einen Lebensraum nach menschlichem Mass machen. Die traditionellen dörfli- chen Strukturen und die an einer Gestal- tung des Lebensraumes interessierten Quartiere der Agglomeration sind die Kri- stallisationspunkte dieser Rekultivierung.

Dazu braucht es Mittel. Wir regen an, dass die Kantone in ihren Agglomeratio- nen vermehrt Pilotbeispiele unterstützen und die Rekultivierung der Agglomeratio- nen als wichtige raumplanerische Aufgabe fördern.

Die Amortisation dieser Mittel liegt in der Senkung der Mobilitäts- und Konsu- mentenbedürfnisse, in einer Gesellschaft, die Konsum wieder durch Kultur ersetzt.

Europa muss den Agglomerationspro- zess durch eine kulturbildende Anstrengung auffangen – um auch die Tradition nicht zu verlieren.

Unsere traditionelle Siedlungsstruktur und unsere traditionelle Kulturlandschaft

**2 New Marketing,
Konsequenzen aus
dem Paradigmenwechsel
des Konsumenten,
DemoSCOPE,
Adligenswil, 1986.**

**Die
Unterschiede
der
Standortgunst
sollen durch
kulturbildende
Tätigkeiten
ausgeglichen
werden.**

sind Teil unseres Volksvermögens³. Wenn Fortschritt also nur durch Preisgabe dieses Vermögens möglich ist, dann ist dieser Konflikt endlich Anlass, der Frage nachzugehen, was uns daran hindert, diese Werte auch heute noch zu erhalten. Die Heimat als während Jahrhunderten akkumulierte Kultur ist Teil unseres Seins. Die Wirtschaftstätigkeit – *Binswanger* bezieht sich dabei auf *Gabriel Marcel* und *Erich Fromm* – basiert auf dem Haben, dem individuellen Besitz, der Investitionsfreiheit, der Sachherrschaft. Gleichzeitig sind wir alle jedoch Teilhaber der Strukturen unserer kultivierten und gebauten Umwelt, unseres Lebensraumes. Dieser ist nicht mehr Privatsache. Privatwirtschaftliche Tätigkeit darf nicht so weit gehen, dass sie sagen darf, die Strukturen, die sie hinterlässt, gingen sie nichts an. Mehr noch: Privatwirtschaftliche Tätigkeit bzw. die Theorie des Marketing darf nicht die Auflösung der Strukturen zum erklärten Ziel erheben, weil auf diesem Weg die Kontaktfläche Produktion-Konsument unbegrenzt erweitert werden kann. Kulturelle Zusammenhänge werden dadurch nur weiter aufgelöst, um am Markt als Objekt des Habens bar jeden gesellschaft-

3 H. Chr. Binswanger,
Zur Ökonomie des
kulturellen Erbes,
Schweizer Monatshefte
2/1993, S. 97ff.

lichen Bezuges in entfremdeter Form wiederzukehren. Eine lebenswerte bauliche Umwelt und Nachbarschaft geht unter und kehrt als Vergnügungspark wieder. Vom Teilhaben an der Umwelt, an der Kultur, an der Heimat wird der Mensch zum Bestandteil des Habens anderer. Seine kulturelle Mündigkeit geht unter. Der Totalitarismus hat sich vollzogen.

Das private Haben darf nicht so ausschliesslich aufgefasst werden, dass es allein zuständig ist für die Strukturen und die Umwelt, die uns alle angehen. Der Agglomerationsprozess ist vorläufig das Resultat dieses Prozesses. Bürger und Bauern wären gute Partner, um gemeinsam als verantwortungsvolle Citoyens den Lebensraum «Agglomeration» im Sinne einer erneuerten Teilhabe der Bevölkerung an unserem schönen Land zu gestalten. Dadurch können die Kosten unseres konsumlastigen, habenorientierten Lebens, das unser Land zum *Playground* machen will, wieder gesenkt werden. Unser Land wird wieder wohnlicher. Wohnland Schweiz ist auch ein entscheidender Beitrag, die wirtschaftliche Existenzfähigkeit unseres Landes zu retten. ♦

HANS BIERI

**Nischen sind
Relikte der
„alten Ordnung“,
die dem Struktur-
wandel lediglich
mit zeitlicher
Verzögerung zum
Opfer fallen.**

ALEXANDER SCHLATTER,
geboren 1947 in Bern.
Schulen in Gümligen BE
und in der Stadt Bern.
Architekturstudium an
der ETH Zürich mit ent-
sprechendem Praktikum;
Diplom 1975. Weiterbil-
dung im Aufgabengebiet
der Denkmalpflege als
Praktikant im Aargau.
1978 wissenschaftlicher
Mitarbeiter der basel-
städtischen Denkmal-
pflege. 1982 Adjunkt
und seit 1991 Chef der
Denkmalpflege des
Kantons Aargau.

DÖRFL BLEIBEN ODER STADT WERDEN?

Wunsch und Wirklichkeit im Spiegel unserer Ortsbilder

*Eine neue Siedlungsqualität, welche die Vorzüge
urbaner Zentralität mit den Vorzügen dörflicher
Siedlungsstrukturen verbindet, ist nur möglich,
wenn die Zielsetzungen auch räumlich entflochten
werden.*

Betrachtet man – stellver-
tretend für weite Regionen des Schweizeri-
schen Mittellandes – die heutige Sied-
lungsstruktur des Aargaus, so kann diese
als eine einzige, weitverzweigte Grosssied-
lung gelesen werden. Die Abstände zwi-

schen ihren Teilbereichen sind oft kleiner
als deren Ausdehnung, und einzig die Hü-
gelzüge gliedern diese Stadt wie eingelegte
Parkanlagen. Der unbefangene Blick auf
die Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner
stützt dieses Bild: Arbeit, Wohnen, Ver-

sorgung und Freizeitaktivität jedes einzelnen sind räumlich weit verteilt, überlagern sich grenzüberschreitend, so dass kein Einzelbereich beanspruchen kann, eine in sich funktionierende Einheit zu sein. Tatsächlich wäre der Raum noch weiter zu spannen: Der Aargau ist Berührungs punkt der Grossagglomerationen Zürich, Basel und Zug und fängt deren verschmähtes Wachstum auf.

So offensichtlich diese weiträumige Vernetzung ist – sie wird ganz anders verstanden. Die geschichtliche Prägung und deren Umsetzung in fortwirkende, politische Organisationsformen erweisen sich als stärker als der faktische Zustand. Für den Bewohner dieser Region setzt sich die Siedlungsstruktur nach wie vor aus zahlreichen Dörfern und Städten zusammen, aus denen sie hervorgegangen ist. Dieser vergangenheitsbezogene Konsens zur kleinräumigen Einheit – so unstimmig er geworden ist – trägt entscheidend bei zum Funktionieren des Ganzen. Was an Gemeinschaftssinn noch vorhanden ist, findet seinen Halt in ihm. Ihn aufrechtzu erhalten ist unangefochten die übergeordnete politische Doktrin des Landes.

Lokales Selbstbewusstsein als Identifikationsfaktor

Zur Aufrechterhaltung dieses von uns allen gewollten, anachronistischen Zustands ist die Erkennbarkeit und Unterscheidbarkeit der einzelnen Siedlungspartikel als historische Orte von erheblicher Bedeutung. Dies spürt interessanterweise die zunehmend fluktuierende Bevölkerung stärker als die alteingesessene, der das lokale Selbstbewusstsein auch ohne dies in Fleisch und Blut übergegangen ist. Gerade weil heute die meisten etappenweise an verschiedenen Orten wohnhaft sind, ist das Ortsbild als Identifikationsfaktor sehr wichtig geworden. Je mobiler sich die Menschen verhalten, desto wichtiger ist ihnen, dass die Orte unverändert bleiben. Ortsbildschutz ist daher nicht eine akademische Forderung, sondern ein reales Bedürfnis besonders unserer Zeit!

Unsere Siedlungsstruktur geht grösstenteils auf die Zeit nach der Völkerwanderung zurück. Diese hat das römische Prinzip städtischer Zentren und Landbe wirtschaftung von Gutshöfen aus durch

ein gleichmässiges Netz von Dörfern ersetzt. Deren weit über tausendjähriges Bestehen verleiht ihnen heute die Legitimation uralten Bestandes.

Im 12. und 13. Jahrhundert wurde die Dorfbesiedelung durch Städtegründungen als Marktflecken und regionale Handels- und Handwerkszentren ergänzt. Die arbeitsteilige Struktur von Handwerkerstadt und Bauerndorf mit je spezifischer, architektonischer Ausformung, die sich 600 Jahre lang zu halten vermochte, prägt unsere Vorstellung von Stadt und Dorf bis heute. Da diese Besiedelung und die zugehörige Kulturlandschaft in enger Wechselwirkung zu den natürlichen Gegebenheiten entstanden waren, verbinden wir damit das Bild einer organischen Einheit, deren Verlust allgemein beklagt wird, zumal sie in vielen Aspekten bis vor wenigen Jahrzehnten fortbestand.

Der Wandel setzte allerdings schon vor 200 Jahren ein: Die Liberalisierung des 19. Jahrhunderts erzwang die «Öffnung der Städte» und deren rechtliche Gleichschaltung mit den Dörfern. Die gleichzeitig einsetzende Industrialisierung bevorzugte ländliche Standorte und brachte vielen Dörfern rasche Prosperität, während die Kleinstädte stagnierten oder gar «verbauerten». Die Landschaft wurde damit in der weiteren Entwicklung tonangebend. Die im 19. Jahrhundert selbstverständliche Form der Stadterweiterung mit Zeilenbebauung und grossen Häusergevierten – in Aarau zum Auftakt des Jahrhunderts in einen revolutionären Plan gefasst – blieb auf kümmerliche Ansätze von Bahnhofsquartieren beschränkt, mit denen die alten Städte ihr nicht preisgegebenes Selbstverständnis manifestierten. Dieser von bürgerlichem Gemeinschaftssinn geprägte, eigentliche Städtebau hat bezeichnenderweise kaum auf die Dörfer übergegriffen und war auch für die Fortentwicklung der Stadtgemeinden nicht massgebend.

Demonstrativer Verzicht auf Städtebau

Dem liberalen Unternehmertum stand der Geist nicht nach egalitären Gevierten. Es setzte seine Fabriken mit Nebengebäuden wie römische Gutshöfe in die Landschaft: Nicht von ungefähr nannte man

das Wohnhaus des Unternehmers bald «Villa»! Meist wurden die neuen Unternehmungen den Dörfern mit ihrem Bevölkerungsüberschuss implantiert. Zugehöriger Wohnungsbau entstand nur selten. In der Regel verblieb die Arbeiterschaft im bäuerlichen Umfeld mit manchmal sehr weitem Anmarschweg zum Arbeitsplatz. Die Industrialisierung hat deshalb nur wenige neue Siedlungen hervorgebracht und die bestehenden nicht grundsätzlich verwandelt. Der weitgehenden Auswechslung der Bausubstanz in den Industriestandorten, die übrigens auch auf viele bäuerlich gebliebene Dörfer übergriff, steht der demonstrative Verzicht auf Städtebau im Sinne des 19. Jahrhunderts gegenüber.

Die lose Struktur dieser Industriesiedlungen setzte sich letztlich auch in der Erweiterung der grösseren Städte durch. Die «Villa im Park» der tonangebenden Unternehmerschicht wurde zum Vorbild auch bescheidener Wohnhäuser. Als nach 1900 die Idee der Gartenstadt international Furore machte, stellte man hierzulande befriedigt fest, dass man schon seit Jahrzehnten so baute! Dem kam zugute, dass der Mietwohnungsbau nach wie vor eine geringe Rolle spielte.

Ebenezer Howards «Gartenstadt» und die späteren Städtebaumodelle der Moderne – besonders wirksam durch die Schriften *Le Corbusiers* – bedeuteten eine endgültige Absage an die überlieferte Vorstellung der Stadt. Je urbaner die Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert wurde, desto mehr distanzierte sie sich vom Ideal der herkömmlichen Stadt. Zuerst das Dorf und endlich gar die Landschaft sollten in den Städtebau integriert werden. Während in der Zwischenkriegszeit hierzulande wenig gebaut wurde, legitimierte die Forderung des CIAM (*Congrès international de l'architecture*) von 1928, Wohnen, Arbeiten und Erholung zu «entflechten», die kommende Entwicklung im voraus.

Erst nach 1950 setzte im Aargau ein eigentliches, grossmassstäbliches Siedlungswachstum ein. Es ging nun interessanterweise wieder von den grösseren Städten aus, während die überalterte Industrie in den Dörfern mit Strukturschwierigkeiten kämpfte. Zuerst von den eigenen Zentren aus, bald aber auch von den umliegenden, grossen Städten her, kam Dorf um Dorf in

den Sog zugewanderter Wohnbevölkerung, die von günstigen Baulandpreisen angezogen wurde, derweil die Gemeinden so den Bevölkerungsrückgang in der Landwirtschaft auffingen. Im Unterschied zur eigenständigen «Verstädterung» der Dörfer im Zeitalter der Industrialisierung war dies nun eine eigentliche Einverleibung der Dörfer in die wachsenden Städte. Sie wickelte sich aber ausserhalb des angestammten Siedlungsgebiets ab und kam in der Gestalt einer «ländlich» gewordenen Stadt daher. Selbst der nun zunehmende Mietwohnungsbau und gelegentlich sogar Hochhäuser betteten sich so in den stark durchgrünen Siedlungsring um die alten Dörfer, ohne dass sich diese als etwas grundsätzlich Neues verstanden. Man war von der Entwicklung überrumpelt und mit dem Nachvollzug einer minimalen Infrastruktur für den Neuzuwachs vollauf beschäftigt. Nur in ganz seltenen Fällen entschloss man sich zum gezielten, neuen Siedlungsbau im Sinne der Satellitenstadt.

Während die Verteilung der Stadtbevölkerung auf zahlreiche ländliche Gemeinden an sich bis heute kaum als ungünstige Entwicklung gilt, wurde das chaotisch werdende Siedlungswachstum bald als «Zersiedelung der Landschaft» beklagt. Die Bekämpfung der ausufernden Bautätigkeit wurde daher zum Hauptanliegen der Raumplanung, das allerdings mit dem Wachstumswillen der Gemeinden kollidierte und sich vorerst darauf beschränken musste, die übertriebenen Hoffnungen wenigstens in halbwegs geordnete Bahnen zu lenken. Der Doktrin der in ihrem Wachstumswettbewerb autonomen Gemeinden war letztlich nur ein anderer Anachronismus gewachsen: Die aus der Kriegswirtschaft begründete Aufrechterhaltung der Fruchtfolgeflächen. Mit diesem Argument konnte eine klare Begrenzung des Siedlungsgebiets endlich erreicht werden.

Dreifacher Druck durch Sanierung, Verdichtung und Zentrumsbildung

Für den Schutz der Landschaft zweifellos notwendig und segensreich, hat die Einschränkung der Siedlungen allerdings eine Kehrseite: Mit der damit entstandenen Baulandverknappung lenkt sie das Investi-

**Weil sie derzeit
der bevorzugte
Bauplatz sind,
droht den
überlieferten
Ortsbildern
ohne
Übertreibung
die Ausrottung.**

tionsinteresse auf das Gebiet der angestammten Siedlungen. Diese hatten in der Phase des euphorischen Siedlungswachstums, das vom Ausbau des Individualverkehrs abhing, bereits gewaltig unter der Verbreiterung und Begradiung der Ortsdurchfahrten gelitten: Viele Dörfer wurden dabei ins Herz getroffen! Somit in seinen Ortsbildern bereits havariert, bietet sich das überlieferte Siedlungsgebiet aus mehreren Gründen als heute bevorzugtes Baugebiet an:

1. Der Altbau der Dörfer ist in verschiedener Hinsicht sanierungsbedürftig: Er besteht grösstenteils aus alten Bauernhäusern, die oft schon lange nicht mehr als solche gebraucht werden und daher keinen Bauunterhalt mehr erfahren. Die grossen Häuser, die mit ihren Ökonomietrakten und zugehörigen Baumgärten für heutige Begriffe riesige Parzellen belegen, sind meist nur noch spärlich bewohnt. Als typisches Bauerwartungsland sind die Liegenschaften häufig mit Hypotheken belegt, deren Ablösung mit einer dichteren Ausnutzung rechnet.

2. Die Einschränkung des Baugebiets bei anhaltender Nachfrage nach zusätzlichem Bauvolumen (die derzeitige Krise dürfte nur ein Intermezzo sein) hat den Ruf nach «Verdichtung» aufkommen lassen. Die alten Dörfer kommen dieser Forderung in verhängnisvoller Weise entgegen: Sie wurden in der Planung meist als «Kernzone» bezeichnet, die den Zweck hatte, die bestehenden Gebäude in ihren unzeitgemässen Abmessungen und Abständen zu legitimieren (die Denkmalpflege begrüsste dies damals als Triumph des Ortsbildschutzes!) und daher wenig Nutzungseinschränkung aufweist. Die – abgesehen von den dafür ebenfalls attraktiven, zugehörigen Freiflächen – meist bereits recht voluminöse Bebauung verleitet nun dazu, entsprechend intensiv genutzt zu werden. Dies findet seinen Niederschlag in den Grundstückpreisen.

3. Die an sich sinnvolle und von den Gemeinden stark geförderte Zentrumsbildung in den Dörfern wird naheliegenderweise in den alten Ortskern gelenkt, durch den die Hauptstrasse führt und sich dort in die Neuquartiere verzweigt. Die zentrale, lärmige Lage ist für Einkaufsläden und Dienstleistungsbetriebe besser geeignet als für Wohnzwecke. Es handelt sich

dabei aber nicht um die Rückkehr der abgegangenen Dorfläden und Dorfbeizen. Die zu Stadtquartieren gewordenen Dörfer erfordern andere Anlagen, zu denen allein schon die dem mobilen Zeitgenossen anzubietenden grossen Parkplätze Anlass geben: Die heute beliebten «Dorfzentren» sind nichts anderes als das Hereinholen eines typischen Agglomerationsphänomens – des «drive in»-Versorgungszentrums – in den alten Dorfkern.

Dem dreifachen Druck der Sanierungsbedürftigkeit, der Verdichtung und der Zentrumsbildung sind die alten Dorfkerne nur um den Preis ihrer Auswechslung gewachsen: Der Umbau eines alten Hauses zu einem neuen Zweck ist handwerklich anspruchsvoll und um die Hälfte teurer als ein entsprechender Neubau. Dieses Missverhältnis steigert sich mit der Nutzungsintensität. Die heutigen Bodenpreise bedingen aber eine hohe Ausnutzung. Für moderne Zentrumsnutzungen sind die überlieferten Häuser zudem meist schlecht geeignet. Miteinander hat dies dazu geführt, dass in unseren Dörfern Abbruch und Neubau weit häufiger vorkommen als Umbau und Renovation. Und weil sie derzeit der bevorzugte Bauplatz sind, droht den überlieferten Ortsbildern ohne Übertreibung die Ausrottung. Der Prozess ist schon so weit gediehen, dass viele alte Ortsbilder für verloren erklärt werden müssen.

Vom Ortsbildschutz zur Ortsbildpflege

Dass dagegen etwas getan werden muss, ist seit längerer Zeit nicht mehr umstritten. Als Vorbild dienen interessanterweise gerade jene grösseren Städte, von denen das Siedlungswachstum ausging: Die Ausstrahlung ihrer sanierten Altstädte erweist sich als grosse Anziehungskraft. Dies führt absurderweise dazu, dass bei der Dorferneuerung gelegentlich eine direkte Kopie von Altstadthäusern angestrebt wird. Überhaupt scheint sich der Begriff «Dorf» von der Verknüpfung mit der bäuerlichen Tradition zu lösen. Geblieben ist ihm die Bedeutung der sozialen Einheit, der Nachbarschaftlichkeit und des Quartiergeistes. Hiefür steht das dörfliche Ortsbild heute, das doch meistens als solches als Erhaltungsziel gilt.

Ortsbildschutz im Sinne der Erhaltung des überlieferten Erscheinungsbildes ist mittlerweile ein selbstverständlicher Bestandteil einer lokalen Bauordnung. Diesen Regelungen liegt das zu Beginn unseres Jahrhunderts vom Schweizer Heimatschutz formulierte Credo zugrunde, der Charakter des Landes sei dadurch zu wahren, dass sich Neubauten in ihrer Gesamterscheinung am regional Herkömmlichen orientieren. Unter Ortsbildschutz wird also nicht primär die Erhaltung eines wertvollen Bildes verstanden, sondern die stets erneuerbare, ungefähre Abbildung traditioneller Bauweise. Damit glaubt man die Auswechslung der angestammten Dörfer verantworten zu können.

Dies ist aber ein Irrtum: Die regional herkömmliche Bauweise unserer Dörfer besteht aus alten Bauernhäusern, die viel stärker als beispielsweise das städtische Bürgerhaus von ihrer ursprünglichen Funktion geprägt sind. Diese Hausform eignet sich nur unter völliger Vergewaltigung für die Zwecke, die man heute in den Ortskernen verwirklichen will. Aus denselben Gründen, die ihren Umbau oft verunmöglichen, eignen sich alte Bauernhäuser auch nicht als Vorbild für Ersatzbauten. Ganz besonders krass zeigt sich dies beim Ersatz von Ökonomietrakten. Man behilft sich daher jeweils mit einer mehr oder weniger guten Allerweltsarchitektur mit traditionellen Attributen. Damit sind vertretbare Retouchen am Ortsbild möglich. Seine weitgehende Auswechslung in dieser Art kommt aber der Übermalung mit neuem Bildinhalt gleich. Zu Ende gedacht (vielerorts steht dieser Endzustand unmittelbar bevor), ist Ortsbildschutz mittels Abbildung rein technisch nicht möglich. Er verfehlt aber auch das ideelle Ziel: Der Symbolgehalt der alten Dörfer ist nur im geschichtlichen Zeugnis des Originalbestandes zu wahren. Ein Ortsbild ist nicht etwas grundsätzlich anderes als jedwelche Antiquität, für deren Wert echtes Alter ausschlaggebend ist.

Die aargauische Verfassung von 1980 besagt in Artikel 36: «Der Kanton schützt insbesondere erhaltenswerte Ortsbilder.» Bisher wurde dies allerdings den Gemeinden überlassen. Der in die Vernehmlasung gegangene und zur Überarbeitung anstehende kantonale Dekretsentwurf befasst sich nun nicht mehr primär mit

**Gefordert
ist vielmehr
eine neue
Qualität des
Siedlungsbildes,
die dem
alten
ebenbürtig ist,
ohne es
wiederholen
zu wollen.**

Ortsbildschutz, sondern mit Ortsbildpflege. Er geht von der Tatsache aus, dass der grösste Teil des Baugebiets – grosse Teile der angestammten Dörfer inbegriffen – heute nicht mehr von einer «herkömmlichen Bauweise» bestimmt ist: Gefordert ist hier vielmehr eine neue Qualität des Siedlungsbildes, die dem alten ebenbürtig ist, ohne es wiederholen zu wollen. Ohne die Hypothek des Reproduzieremüssens ist dies vielleicht eher zu erreichen. Es zeigt sich allerdings, dass der seit dem Entstehen der modernen Gesellschaft in den Industriestaaten im 18. und 19. Jahrhundert stets latent vorhandene Zug zur Nostalgie – der Historismus – auch heute zahllose, freiwillige Blüten treibt. Traditionelle Architekturformen sind gefragt, und man tut gut daran, dies nicht einfach als Ignoranz abzutun.

Der Schutz der überlieferten Ortsbilder wird aber auch dann nicht überflüssig, wenn es tatsächlich dereinst gelingen sollte, Ebenbürtiges neu zu schaffen: Ihr Zeugnis für das Herkommen einer Siedlung bleibt ein kaum zu ersetzender Identifikationsfaktor. Wir versuchen daher heute bei Ortsplanungsrevisionen den Schutz sogenannter «Kulturobjekte» durchzusetzen, um wenigstens den wertvollen Originalbestand als Garantie für einen sinnvollen Ortsbildschutz zu erhalten. Dieser kommunale Denkmalschutz lässt sich aber leider gerade in jenen Gemeinden kaum erreichen, die noch recht intakte, alte Ortsbilder aufweisen und in denen ein entsprechend grosser Anteil der Häuser schutzwürdig ist.

Substanzschutz – auch für Dorfkerne

In den meisten Altstädten geht man dagegen heute dazu über, das ganze Quartier, das diese in den gewachsenen Städten meist darstellen, generell mit Substanzschutz zu belegen und den Ersatz zur begründeten Ausnahme zu erklären. Ich frage mich, ob dies nicht auch für die überlieferten Dorfkerne richtig wäre: Ihr aus Epochen mit völlig anderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen stammender Baubestand lässt sich nur dann wirklich erhalten, wenn er für Zwecke eingesetzt wird, zu denen er heute noch taugt. Dies sind im heutigen Sinne keine zentralen Funktionen. Neben

aussergewöhnlichen Wohnverhältnissen bieten sich Kleingewerbe und kleinere Dienstleistungsbetriebe – vom Restaurant, Arzt, Uhrmacher, Coiffeur bis zum eine Nische suchenden Spezialbetrieb – an. Ich bin überzeugt, dass die alten Bauernhäuser durchwegs einen damit zu vereinbarenden Verwendungszweck finden würden, wenn der Investitionsdruck in diesen Gebieten und damit die Liegenschaftspreise etwas abnähmen. Dies ist nur flächenmässig zu erreichen – indem solche Quartiere gesamthaft geschützt und von Zentrumsbildung und Verdichtung verschont werden, wobei eine gewisse Zentrumsnähe einer guten Durchmischung der Funktionen dienlich wäre.

Das für den Aargau 1984 abgeschlossene «Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz» (ISOS) hat in seiner detaillierten Analyse der Ortschaften die A-Zonen mit dem Erhaltungsziel des Substanzschutzes ausgeschieden. Schon damals waren nur noch Teilgebiete auszumachen, für die sich dies rechtfertigen liess. Heute sähe der Bestand noch reduzierter aus. Es hiesse also durchaus nicht, ganze Ortschaften «unter die Glasglocke der Unveränderbarkeit» zu stellen, wenn man die A-Zonen nach ISOS für die Dauer einer Generation mit einem Abbruchverbot belegen würde. Zu flankieren wäre diese Massnahme indessen durch eine ebenso präzise Aussage, wo die Zentrumsbildung und die Verdichtung zukünftig stattfinden sollen. Im Interesse der Entflechtung der Schutzzonen und der Verdichtungszonen, das ich hiermit postuliere, darf auch das Thema gezielter neuer Einzonungen nicht tabu sein!

Wichtig sind klare Zielvorstellungen: Die vom Aargauer Heimatschutz für die vorbildliche Erhaltung der Ortsbilder ausgezeichneten Gemeinden Beinwil/Freiamt und Mandach haben die ortsplanerischen Weichen früh gestellt und auf umfangreiche Einzonungen verzichtet. Dies war ein echter Entscheid dazu, Dorf zu bleiben! Erhalten geblieben sind die alten Dörfer bis heute aber auch in Wettingen und Spreitenbach – zwei Gemeinden, die sich klar zur Stadtwerdung entschieden und diese neue Stadt *neben* dem alten Dorf grosszügig planten. Die Mehrheit der Gemeinden ist dieser Frage bisher ausgewichen: Die pseudodörflichen Neubauten sind der direkte Ausdruck einer nicht ausdiskutier-

**Die pseudo-
dörflichen
Neubauten sind
der direkte
Ausdruck einer
nicht
ausdiskutierten
Grundfrage der
Befindlichkeit
unserer
Ortschaften.**

ten Grundfrage der Befindlichkeit unserer Ortschaften. Das Dorfzentrum Gränichen ist in seinem städtischen Gehabe ein Be-kenntnis zum tatsächlichen Vorstadtcharakter dieser Gemeinde. Rolf Kellers Dorferweiterung von Koblenz spinnt dörfliche Atmosphäre mit modernen Mitteln weiter. Klare Zielvorstellungen ermöglichen glaubwürdige Architektur, die vom öffentlichen Willen getragen sein muss.

Wo Baudruck unabwendbar ist, kämen eigentliche Entwicklungszonen neben den alten Dörfern beiden Anliegen zustatten: Die Entwicklung neuer Siedlungsqualität braucht Zentrumsbildung, Verdichtung und Investitionen; die Erhaltung alter Siedlungsreste die Entlastung von dem allem. Mit der Entflechtung der Zielsetzungen kann sich Neues entfalten, ohne vom Alten gehemmt zu sein, und Altes erhalten, ohne vom Neuen bedroht zu werden. Im Zuge der inneren Erneuerung, die unsere Ortschaften derzeit erfahren, ist solche Klärung überfällig. ♦

ALEXANDER SCHLATTER

SPLITTER

Die Gedanken sind frei, aber wo es um die Politik geht, da sind das Nachdenken und das Bedenken nicht mehr eine Möglichkeit privater Willkür, sondern eine notwendige Herausforderung. Dem Denken folgt das Tun. Politik erschöpft sich nicht in Gedachtem. Sie drängt nach Gestaltung. Die Brücke vom Denken zum Handeln schlägt die «Planung».

Sie ist – im Staat – dauernde Auseinandersetzung, ja Konfrontation, von vorausschauendem Reflektieren und Handeln für das Gemeinwesen und die Öffentlichkeit – in Verantwortung für die Freiheit des Einzelnen sowie der lebenden und der kommenden Generationen.

Der Gedanke der Erhaltung und Gestaltung wäre in einem vertiefenden Beitrag durch die Inbezugsetzung von Wirtschafts-, Gesellschafts- und Lebensraumverfassung auszuloten, doch deutet die Gegenüberstellung an, wie sehr die Lebensraumverfassung in wechselseitige Durchdringungen des Gestaltens und Schützens eingebunden ist. Dem ist – ethisch gewichtet – gut so, denn die «Lebensaufgabe» besteht darin, Leben zu ermöglichen und Voraussetzungen für die Lebensentfaltung ordnend zu schaffen.

MARTIN LENDI, in: *Planung als politisches Midenken*, Zürich 1994

ALBERTO NAEF,
als Auslandschweizer
1929 in Triest (Italien)
geboren, hat sein Studium mit einer rechtsvergleichenden Dissertation abgeschlossen.
Seit 1972 ist er beim Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung (ORL) der ETH tätig.
Ausserdem wirkt er als Schweizer Delegierter beim Group on Urban and Regional Research und der ad hoc Gruppe für Tourismus der ECE/UNO, Genf.

STADT UND UMLAND

Von Thünen als Begründer der Regionalwirtschaft

Das Hauptwerk Johann Heinrich von Thünens «Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie» (1826) ist der Grundstein einer Wissenschaft, die sich erst vor wenigen Jahrzehnten als Regional and Urban Economics zu einem selbständigen Zweig der Nationalökonomie entwickelt hat.

Bei der Regionalwirtschaft, die speziell auch das Verhältnis von Stadt und Umland zum Gegenstand hat, handelt es sich um einen eher jungen Wissenschaftszweig: Warum gilt trotzdem ein vor bald 170 Jahren auf einem Landgute in Mecklenburg geschriebenes Werk als eigentlicher Grundstein? Welchen Wert können in einer vorindustriellen Zeit gemachte Beobachtungen über die Preisgestaltung von landwirtschaftlichen Gütern in unserer Dienstleistungswelt haben? Was hat ein «isolirter Staat» in einer Zeit weltweiter Markt- und anderer Verflechtungen in einer Welt zu sagen, um die herum ein Kranz von Satelliten ein Netz von Telekommunikationsmöglichkeiten aufbaut? Haben diese Veränderungen die Lehre von Thünens nicht obsolet oder zumindest erneuerungsbedürftig gemacht?

Auf ihn geht das später weiterentwickelte Modell zurück, mit welchem die Auswirkungen des Preismechanismus auf den Anbau landwirtschaftlicher Produkte im Umland einer Stadt, die als einziger Verbrauchermarkt auftritt, ermittelt werden können. Die Stadt ist der Markt, das Land die Produktionsstätte. Das Verhältnis zwischen Preis und Transportkosten bestimmt den Standort und das Produkt, das angebaut werden soll.

Aus heutiger Sicht sind vor allem drei Grundgedanken von Thünens wertvoll: das Arbeiten mit einem Modell, mit dessen Hilfe die Auswirkungen der ausschlaggebenden Faktoren mathematisch erfasst werden; die Verbindung der auf Gewinnoptimierung ausgerichteten Marktkräfte mit ihren Auswirkungen auf die Landnutzung; die Erkenntnis der ökonomischen Funktion der Stadt als Marktplatz. Diese

Denkmuster sind inzwischen selbstverständlich geworden. Das *Resultat*, nicht der Gedanke, der dazu geführt hat, steht im Vordergrund. Daher wird von Thünens zu wenig als eigentlicher Entdecker des Modelldenkens in der Regionalwissenschaft gewürdigt.

Das Modelldenken

Die Voraussetzungen, unter welchen von Thünens die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die in seinem «isolirten Staat» bestimmt sind, zu erkennen versuchte, leitet er mit den Worten ein: «Man denke sich ...» Einfacher, zutreffender und schöner kann man es kaum formulieren.

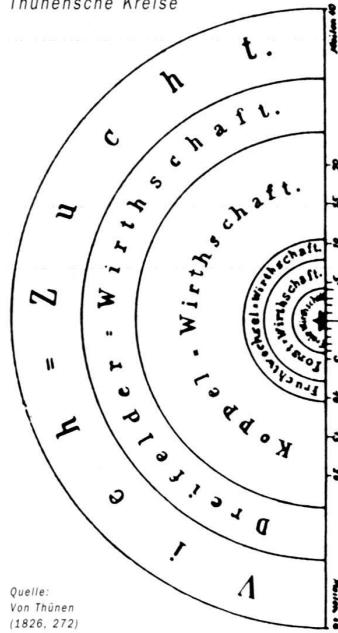
Das Modell selber ist denkbar einfach. Alles, was störend ist oder die Erkenntnis erschweren könnte, wird ausgelassen bzw. ausgeschaltet. Eine sehr grosse Stadt steht in der Mitte einer überall gleich fruchtbaren Ebene. Schifffbare Flüsse und Kanäle gibt es nicht. Die Transportkosten nehmen mit der Distanz vom Zentrum, das von jedem beliebigem Punkt aus angefahren werden kann, zu. Ein Strassennetz wird stillschweigend weggedacht. «In grosser Entfernung von der Stadt endige sich die Ebene in eine unkultivierte Wildnis, wodurch dieser Staat von der übrigen Welt gänzlich getrennt wird.¹» Die Stadt produziert, was das Land braucht. Das Land versorgt die Stadt mit Lebensmitteln. Klar formuliert wird auch die Aufgabenstellung: «Es entsteht nun die Frage: wie wird sich unter diesen Verhältnissen der Ackerbau gestalten, und wie wird die grössere oder geringere Entfernung von der Stadt auf den Landbau einwirken, wenn dieser mit der höchsten Konsequenz betrieben wird?»

¹ Johann Heinrich von Thünen, *Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie*, Rostock 1826, Erster Abschnitt, Gestaltung des isolirten Staats.

Das Ergebnis wird vorweg bekanntgegeben: «Mit der grösseren Entfernung von der Stadt wird aber das Land immer mehr und mehr auf die Erzeugung derjenigen Produkte verwiesen, die im Verhältnis zu ihrem Wert mindere Transportkosten erfordern. Aus diesem Grund allein werden sich um die Stadt ziemlich scharf geschiedene konzentrische Kreise bilden, in welchen diese oder jene Gewächse das Hauptzeugnis ausmachen.»

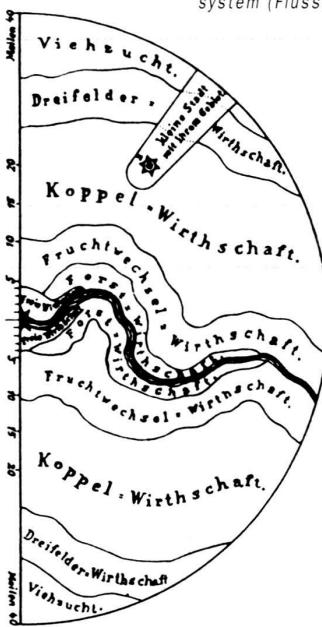
Das Arbeiten mit einem Modell wird in der Folge demonstriert. Da angenommen wurde, dass die Stadt der einzige Marktplatz ist, bilden sich dort alle Preise. Im Thünen'schen Modell nimmt der Erlös aus dem Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten mit der Entfernung vom Markt ab. Um mit konkreten Zahlen operieren zu können, «ist es notwendig, einen Standpunkt aus der Wirklichkeit zu entnehmen, und diesen in den isolirten Staat mit hinaüber zu nehmen». Dieser Standpunkt in der Wirklichkeit ist das Gut Tellow, «welches fünf Meilen von dem Marktplatz Rostock entfernt ist». Aufgrund der aus dem Durchschnitt von fünf Jahren ermittelten Transportkosten für eine Fuhr Korn vom Landgut zur Stadt wird der Wert des Korns in Goldtaler für jede Distanz von der Stadt berechnet, bis der Wert des Kornes bei 49,95 Meilen gleich Null wird. Unter den gegebenen Preis/Kostenverhältnissen ist der Transport des Korns unmöglich.

Abb. 1
Thünen'sche Kreise



Die Stadt ist der Markt, das Land die Produktionsstätte. Das Verhältnis zwischen Preis und Transportkosten bestimmt den Standort und das Produkt, das angebaut werden soll.

Abb. 2
Thünen'sche Kreise:
Modifikation bei
variiertem Verkehrs-
system (Fluss)



lich, «weil die ganze Ladung oder deren Wert auf der Hin- und Zurückreise von den Pferden und den dabei angestellten Menschen verzehrt wird». Ohne den Ausdruck zu gebrauchen, hat von Thünen den Bereich der Grenzertragsböden bestimmt. Was er nicht getan hat, ist, von Rostock aus einen Kreis mit einem Durchmesser von hundert Meilen zu ziehen und daraus abzuleiten, dass Korn nur innerhalb dieses Gebietes kostendeckend angebaut werden kann. Seine Erkenntnisse hat er in den gerne wiedergegebenen «bildlichen Darstellungen des isolirten Staates» veranschaulicht. Vergebens sucht man in diesen Tafeln eine Landbezeichnung (Abb. 1 und 2). Die Tafeln sind nichts anderes und nichts mehr als graphische Darstellungen eines Modells. Durch Hinzufügen von wirklichkeitsnäheren Zugaben, Varianten, wie eine durch einen schiffbaren Strom erhöhte Verkehrsgünst oder durch das Mitspielen einer kleinen Stadt erfolgte Beeinträchtigung der Markttransparenz, wird das Modell erweitert. Die Annahmen werden wirklichkeitsnäher. Es bleibt aber ein Modell, eine gedachte Welt. Der einzige richtige Rückschluss zur Wirklichkeit wird von von Thünen vorgezeichnet. Er vergleicht den «isolirten Staat» mit der Wirklichkeit. Den Vergleich beginnt er mit einem Rückblick auf den Gang der Untersuchung. Das sind die Grundzüge des Arbeitens mit einem Modell und die Grenzen der praktischen Anwendung der Ergebnisse.

Vom Modell zur Wirklichkeit

Modelle, wie der «isolirte Staat» eines ist, werden gedacht, um die Auswirkungen von Wechselwirkungen zwischen voneinander abhängigen Faktoren zu untersuchen. Das dient der Erkenntnis. Die Schwierigkeit liegt in der Übertragung, der Umsetzung der gewonnenen Erkenntnis in die Wirklichkeit. Die Versuchung, das zu tun, was von Thünen wohlweislich nicht getan hat, nämlich die im Modell berechneten Preis- und Distanzwerte kurzerhand auf eine Landkarte einzutragen, ist gross. Die im Modell eingegebenen Werte sind zwar der Realität entnommen, und das Resultat ergibt Geldbeträge und Kilometer, reelle Messeinheiten. Es sind aber *modellbezogene* Resultate, die an sich

nur im Modell direkt angewendet werden können. Um sie auf einen realen Raum zu übertragen, muss durch einen Rückblick auf die getroffenen Annahmen abgewogen werden, *erstens*, ob die Annahmen des Modells, bezogen auf den realen Raum, auf den das Ergebnis des Modells angewendet werden soll, realistisch sind und, *zweitens*, welche Korrekturen die besonderen Gegebenheiten des Raumes nahelegen. Das Ganze lässt sich mit dem Start und der Landung eines Flugzeuges vergleichen. Wie der Pilot beim Start Informationen über die zu benützende Piste, Wind- und Wetterverhältnisse und vieles andere benötigt, so beginnen regional- und stadtökonomische Untersuchungen mit der Erhebung der für einen bestimmten Raum bezeichnenden Daten.

Der Flug des Flugzeuges entspricht der Arbeit am Modell. Für die Landung, die Übertragung der Werte aus der Modellrechnung, sind wiederum genaue örtliche Kenntnisse notwendig, wozu nicht nur die genaue Lage und Orientierung des Flughafens und der Landepiste, sondern auch meteorologische, oder allgemeiner, Informationen zur «Umwelt», unerlässlich sind. Nur unter Einbezug dieser Kenntnisse kann die Ermittlung der Auswirkung ökonomischer Kräfte auf einen bestimmten Raum, auf eine Region oder eine Stadt sachgerecht erfolgen. Und da liegt die Schwierigkeit, nämlich in der Anwendung theoretischer Erkenntnisse in einem realen Raum, in dem Menschen leben und arbeiten und in dem handfeste Interessen im Spiel sind.

Die kritischen Phase der Abschätzung der Auswirkungen von wirtschaftlichen und technologischen Änderungen auf einen bestimmten Raum, einer Region, einer Stadt bleibt der Regionalökonomie als praxisbezogene und anwendungsorientierte Forschungsrichtung nicht erspart. Dem will sie sich auch nicht entziehen. Kann aber in einer Welt, die sich seit 1826 so stark verändert hat und die, nach Meinung vieler, vor grossen Veränderungen steht, der von von Thünen gelegte Grundstein noch Bestand haben?

Mit Hilfe seines bewusst abstrakt gedachten Modells eines «*isolirten Staates*» hat von Thünen nachgewiesen, dass es nicht gleichgültig ist, wo was produziert wird. Er hat aufgezeigt, dass wirtschaft-

liche Überlegungen räumliche Auswirkungen haben. Die Ökonomie hat eine räumliche Dimension. Die bleibt bestehen. Die neuen Telekommunikationstechnologien fügen eine neue Transportmöglichkeit mit eigenen Kosten und Zeiten hinzu. Sie sind auf den Austausch von Informationen beschränkt.

Infrastrukturnetze und Markt

**Mit Hilfe
seines bewusst
abstrakt
gedachten
Modells eines
«*isolirten
Staates*» hat
von Thünen
nachgewiesen,
dass es nicht
gleichgültig
ist, wo was
produziert
wird.**

Mit dem Stichwort Information kommt eine Voraussetzung, die im Modell des «*isolirten Staates*» implizit ist, aber nicht erwähnt wird, zum Vorschein. Die Logik des «*isolirten Staates*» setzt voraus, dass alle Bauern, auch die, welche die entferntesten Güter bewirtschaften, über die Preise, die in der einen grossen Stadt geboten werden, Bescheid wissen. Vollständige und gleichzeitige Marktinformation ist eine stillschweigende Voraussetzung des «*isolirten Staates*». Mag sein, dass für eine auf landwirtschaftliche Güter beschränkte Wirtschaft in einem relativ kleinen Raum die Übermittlung von Preisinformationen von Hof zu Hof, von Mund zu Mund genügte. Heute sind wir auf eine schnellere Übermittlung von Informationen angewiesen, die beträchtliche Kapitalinvestitionen bedingen. Wenn man diese und auch die für den Personen- und den Warenverkehr nötigen Infrastrukturkosten mit dem Karren, dem Pferd und dem Fuhrmann, mit denen im «*isolirten Staat*» das Getreide zum Marktplatz gefahren wurde, vergleichen, dann werden wir uns bewusst, dass die heutigen Transportmittel kapitalintensive Vorleistungen erfordern. Eine Verlagerung des Schwergewichtes von den reinen Transportkosten auf die dafür notwendige Infrastruktur, die im «*isolirten Staat*» nicht bestand oder weggedacht wurde, von den Verbrauchs- zu den Kapitalkosten ist eingetreten und wird sich fortsetzen. Es handelt sich um anlage-, orts- und regionsgebundene Investitionen, die im Interesse der Beteiligten und der ausgeschlossenen Städte unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Konsequenzen für die betreffenden Räume erfasst und untersucht werden sollten. Ganz im Sinne von Thünens sollten die Voraussetzungen gedacht werden, die es erlauben, «*die Einwirkung einer bestimmten Potenz – von der wir in der Wirk-*

lichkeit nur ein unklares Bild erhalten, weil sie daselbst stets im Konflikt mit anderen gleichzeitig einwirkenden Potenzen erscheint – für sich darzustellen und zum Erkennen zu bringen».

Das Industriezeitalter hat mit dem Ausbau der Infrastruktur begonnen (Strassen- und Eisenbahnnetze, Telegraphen- und Telephonnetz, den Flugverbindungen bis hin zu den neuesten Übermittlungstechniken). Diese Netze haben unseren Wohlstand, aber auch unsere Lebensweise, unsere Städte und Landschaften wesentlich bestimmt. Die unter Einsatz technischer Errungenschaften realisierten Kommunikationsnetze aller Verkehrsträger haben zu einer weitgehenden Loslösung der angestammten Verkehrswege von den geografischen Gegebenheiten geführt. Die *Verkehrsgunst* wird nicht mehr durch die Lage eines Ortes an einem schiffbaren Fluss, einem See oder einem sicheren Hafen ausschlaggebend bestimmt. Entscheidend sind die vorhandene Verkehrsinfrastruktur und die Möglichkeit und der Wille, sie mit dem erforderlichen Kapitaleinsatz

auszubauen, anzupassen und neuen Verkehrsträgern zugänglich zu machen.

Nicht, dass Verkehr alles wäre. Im Gegenteil: Er ist Mittel zum Zweck. Auf ihn wird hingewiesen, um aufzuzeigen, dass die Stellung und Bedeutung von Zentren, von Handelsplätzen immer weniger von ihrer natürlichen, vermehrt aber von ihrer technischen Verkehrsgunst abhängt. Im Gegensatz zum «*isolirten Staat*» von Thünens ist je länger, desto weniger das umliegende Produktionsland, das natürliche Umland einer Stadt, für deren Entwicklung entscheidend. Entscheidend sind die Märkte, die sie sich sichern kann. Die Stadt wird zum Markt im ursprünglichsten ökonomischen Sinne. Ihre Stellung und Bedeutung hängt im verstärkten Maße von ökonomischen Kräften ab wie die einzige «*sehr grosse Stadt in der Mitte einer Ebene*» von Thünens. Nur, die Ebene ist nicht eine geographische Ebene, sondern ein abstrakter Raum, ein hochkomplexer ökonomischer Markt, der weder fest umgrenzt noch festgelegt ist. ♦

ALBERTO NAEF

HANS BOESCH,
geb. 13. März 1926 in
Frümsen-Sennwald/SG.
1946 Dipl. Tiefbauing.
HTL Winterthur. 1955–
1970 Bauleiter, später
Chef der Abteilung
Verkehrsplanung auf
der Aarg. Baudirektion
in Aarau, 1970–1989
Dozent und Forschungs-
adjunkt an der ETH
Zürich, Institut für
Orts-, Regional- und
Landesplanung.
Beschäftigung mit Fra-
gen des Stadtverkehrs,
der Wohn- und
Quartiersqualität.
Veröffentlichungen:
Essays, Lyrik, Erzäh-
lungen, verschiedene
Romane («Das Gerüst»,
1960; «Die Fliegenfalle»,
1968; «Der Kiosk»,
1978; «Der Sog», 1988).

«EIN KLEINER SCHLITTENHÜGEL KANN FÜR DAS QUARTIER EBENSO WICHTIG SEIN WIE DER NYMPHENBURGER PARK FÜR DIE MÜNCHNER»

Ein Gespräch mit dem Verkehrsplaner und Schriftsteller Hans Boesch zum Bild, das sich schweizerische Autoren und Autorinnen vom Leben in der Stadt und auf dem Lande machen. Die Fragen stellte Michael Wirth.

Die Deutschschweizer Literatur der achtziger und frühen neunziger Jahre zeichnet sich mehr denn je durch die Heimatbezogenheit ihrer Themen aus. Häufig kommen die Protagonisten aus schweizerischen Dörfern und Kleinstädten und haben sich mit typischen Problemen dieser Milieus auseinanderzusetzen. Manch ein Rezensent hat das kritisiert;

angesichts rauher werdender und an Wärme verlierender Grossstadtquartiere auch in der Schweiz ist es nicht verwunderlich, wenn Gegenwelten auf dem Lande «erschrieben» werden: keine heilen, aber doch überschaubare, keine Idyllen, aber doch Welten, in denen man mit den Dingen in einen körperlichen, sinnlichen Kontakt tritt. Die Stadt, vor allem die

Grossstadt, kann das nicht mehr bieten. Sie ist spätestens seit Beginn der siebziger Jahre im Gerede: radikale «Flurbereinigungen» in ganzen Stadtteilen, eine kalte, abweisende Architektur, Strassen, auf denen Kinder nicht mehr spielen können, haben das Quartierleben weitgehend zerstört. Kann die moderne Grossstadt noch Geborgenheit vermitteln, noch das Gefühl wecken, Heimat zu sein? Der Schriftsteller *Hans Boesch*, Gründungsmitglied der «Schweizerischen Vereinigung der Verkehringenieure» und der «Arbeitsgemeinschaft Recht für Fussgänger» (ARF) war als Ingenieur über viele Jahre in der Stadtverkehrsplanung tätig und schrieb zu diesem Thema viele Aufsätze. 1992 veröffentlichte er die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms (NFP) 25 «Stadt und Verkehr» verfasste Studie «Die Langsamverkehrs-Stadt» (ARF 14, Zürich). In den «Schweizer Monatsheften» schrieb Hans Boesch 1982 über «Die sinnliche Stadt» (Mai 1982). Ebenfalls im Rahmen des NFP 25 befragte er zuletzt Schriftsteller zum Thema Stadt und Heimat. Die Gespräche liegen nun, mit Essays und Referaten ergänzt, als Buch vor mit dem Titel «Stadt als Heimat. Schriftstellerinnen und Schriftsteller äussern sich zu Stadtgestalt, Geborgenheit und Entfremdung» (ORL Bericht 88/1993, Zürich).

Herr Boesch, der Vorsteher des Institutes für Orts-, Regional- und Landesplanung (ORL) der ETH Zürich, Professor Benedikt Huber, fordert im Vorwort Ihres Buches «Stadt als Heimat», Schriftstellerinnen und Schriftsteller als Zuständige der Stadtgestaltung anzuhören, um zu einer neuen Stadt kultur zu kommen. Was macht die Dichter so kompetent in dieser Frage?

Boesch: Zunächst einmal: Man müsste wohl weit mehr Bevölkerungsgruppen an hören. Für alte Menschen und Kinder zum Beispiel ist es ungemein schwierig geworden, in der Stadt zu leben. Ich habe Dichterinnen und Dichter befragt, weil sie immer wieder das Fehlen zwischenmenschlicher Nähe, den Kommunikationsverlust, thematisieren. Auch wenn sie, wie *Adolf Muschg* es ausdrückte, eher Fragen stellen als Antworten geben, können aus den Gesprächen wohl doch Fingerzeige entnommen werden, wie eine Stadt resp. deren Quartiere wieder die Begeg-

nung von Menschen begünstigen kann, anstatt sie mit sich allein zu lassen. Vor konkreten Vorschlägen, wie die Stadt im einzelnen zu gestalten sei, schreckten auch die Schriftsteller zurück. Wie sie nicht aussehen sollte – darüber war allerdings einiges zu erfahren.

Schriftsteller leben häufig isoliert. Viele der befragten Autorinnen und Autoren leben doch zurückgezogen in malerischen Dörfern, Thomas Hürlimann etwa in Willerzell (Sz), Gertrud Leutenegger im Tessin, Erica Pedretti in einem kleinen Ort am Neuenburger See, um nur einige Beispiele zu nennen. Hat das nicht auch mit Weltabgewandtheit zu tun, die diese Künstler in ihre Voten zur Entwicklungsmöglichkeit einfließen lassen?

Boesch: Neben dem Rückzug aufs Dorf steht der Drang, hinaus in die Welt zu fahren. Die USA oder auch europäische Grossstädte werden aufgesucht, man lebt dort für einige Monate oder gar Jahre und zieht sich dann aufs Dorf zurück, obwohl doch, ich denke da an einen Aufsatz von *Walter Vogt* im «Tagesanzeiger»-Magazin «Mein Los Angeles», kurzfristig Begeisterung für die fremde Umgebung entstehen kann. Diese ist aber nicht mit Heimatgefühl gleichzusetzen.

Wird das Dorf zur Heimat, weil die Stadt sie nicht mehr sein kann? Meint das Paul Nizon mit seinem «Diskurs in der Enge»?

Boesch: Das Leben auf dem Dorf kann ein für die Entstehung des Heimatgefühls wichtiges Element enthalten, dasjenige nämlich, Refugium zu sein. Refugium heisst: Man zieht sich in einen geschützten Ort zurück, aber eben nicht im Sinne einer Flucht, sondern im Sinne einer Freiheit in Geborgenheit, Vertrautheit, Nähe. Gemeint ist Intimität als Lebensqualität, als jene Grösse, die erst aus dem Menschen ein Individuum macht. Diese Vertrautheit im Refugium ist in den Städten weitgehend verlorengegangen. Aus der Intimität heraus gestaltet sich das Leben mit dem anderen, dem Nachbarn. Refugium und soziales Leben sind untrennbar miteinander verbunden. Die Realisierung und Revitalisierung von Refugien in den Städten ist zweifellos ein Wunsch aller meiner Gesprächspartner gewesen. Mit «Enge» im Sinne Paul Nizons hat das nichts zu tun. Bei Nizon ist dieser Begriff wohl aus einer

**Das Leben
auf dem Dorf
kann ein für
die Entstehung
des
Heimatgefühls
wichtiges
Element
enthalten,
dasjenige
nämlich,
Refugium
zu sein.
Voraussetzung
für dessen
Bildung in der
Stadt ist eine
Umfunktionierung
der Strassen
als der letzten
Allmend des
Stadtbewohners.**

vorübergehenden, persönlichen Lebenssituation heraus entstanden.

Gibt es Modelle für solche Refugien in der Stadt?

Boesch: Voraussetzung für deren Bildung ist eine Umfunktionierung der Strassen als der letzten Allmend des Stadtbewohners. Der Strassenraum muss vermehrt wieder eine Verbindung zwischen Wohnbereichen werden, auf dem langsam gefahren wird, auf dem «gelebt» werden kann. Er darf keine zerschneidende Zäsur mehr sein. Die Wohnbereiche müssen miteinander durch Parks, Ruhepunkte und Kinderspielplätze verbunden sein. Der Weg aus der Wohnung in den sozialen Kontakt und wieder zurück muss kurz sein. Schaut man sich Stadtpläne an, kann man das alte Zentrum direkt erkennen. Woran? An den feineren Strukturen, an der Nähe wichtiger Ort der Kommunikation, wie Markt, Kirche, Brunnen usw., zu den Wohnhäusern.

Heute leben mehr Menschen in den Städten: Um die Wege kurz zu halten, müssen, wenn ich es mal schematisch sagen darf, die Quartiere wieder so angelegt werden wie früher die Stadtzentren. Thomas Hürlimann hat in den siebziger Jahren, als er in Berlin lebte und arbeitete, im Stadtteil Kreuzberg ein Quartier kennengelernt, in dem jeder jeden kannte, man war für einander da, die Ausländer und die alten Menschen waren nicht aus den täglichen Bezügen ausgeschlossen. Kinder konnten spielen, ohne vom Strassenverkehr gefährdet zu sein. Eingekauft wurde an der nächsten Ecke. Für die Identität einer Stadt oder eines Stadtteils ist dies ungeheuer wichtig. Gertrud Leutenegger als Mutter eines kleinen Mädchens hat mir sofort zugestimmt, als ich meinte: «Ein kleiner Schlittenhügel kann für das Quartier ebenso wichtig sein wie der Nymphenburger Park für die Münchner.»

Der Fussgänger würde wieder eine Chance bekommen? Auch der Städter könnte wieder den Wechsel der Jahreszeiten wahrnehmen.

Boesch: Ja, das Sichfortbewegen würde wieder zu einer sinnlichen Erfahrung werden. Spüren, wie der Fuss auf dem Boden abrollt... Darin liegt ja gerade der Reichtum des Dorflebens.

Verschiedene Autoren weisen darauf hin, dass man im Dorf roch, wann das Brot gebacken wurde, das Vieh fasste man an, und die Pflanzen konnte man wachsen sehen...

...Ist die Heimat dort, wo das Leben noch die Dimension der sinnlichen Wahrnehmung besitzt?

Boesch: Ja, und deshalb ist sie sehr oft nicht mehr in der Grossstadt. Doch darf man nicht verallgemeinern. Für Peter Bichsel und andere bedeutet Heimat ganz einfach: «Leute», Monique Laederach gibt der Stadtagglomeration eine Chance, wenn diese im eben entwickelten Sinne eine Vielzahl von Subzentren, Quartierzentren, Refugien des Zusammenlebens aufweist.

Warum stossen moderne Glasbauten bei den Literaten auf Ablehnung? Architekten und Literaten sind Künstler. Diese haben für jene so wenig Verständnis.

Boesch: Weil sich der Betrachter im Glas spiegelt, gleichsam ausgeschlossen, auf Distanz gehalten wird. Das hat etwas mit der Unmöglichkeit zu tun, in der Stadt die Dinge berühren zu können. Fast alle modernen Baumaterialien sind kalt, berührungsfeindlich. Monique Laederach fordert, dass Architektur für den Menschen da zu sein habe, nicht um der Ästhetik willen. Insofern hat man sich von Max Frischs Radikalität der fünfziger Jahre – wie er selbst im übrigen ja auch – gelöst. Adolf Muschg bestätigt, dass Max Frisch im Alter ungehalten wurde, wenn man ihn an die Broschüre «achtung: Die Schweiz» erinnerte, an die Klage eben, dass es in unserem Land keinen grossen Wurf mehr gebe, dass wir also planerisch einen zu schwachen Atem hätten.

Zurück zur Dorfkultur. Ist sie nicht auch von einer zunehmenden Verstädterungstendenz bedroht?

Boesch: Ja. Da taten sich vor allem die Banken hervor. Schauen Sie die Bankgebäude in den Dörfern an. Man gibt etwas Städtisches hinaus aufs Land. Und dann stellt man Schachteln hin. Alle ungefähr in gleicher Grösse – man kennt sie schon von weitem –, mitten ins Dorfbild, und zerstört damit einen Grund des Dorfes, einen Urgrund, den Ort der Vertrautheit, Heimat. ♦

Das hat etwas mit der Unmöglichkeit zu tun, in der Stadt die Dinge berühren zu können. Fast alle modernen Baumaterialien sind kalt, berührungsfeindlich.